Viel um die Ohren : weg von Kabel und Kordel, hin zu Funk und Computer

Autor(en): **Ernst, Meret**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **21 (2008)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-123575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

VIEL UM DIE OHREN

Weg von Kabel und Kordel, hin zu Funk und Computer. Ein Gerät ist uns ans Ohr gewachsen. Ein Streifzug durch den Dschungel von Telefonapparaten und Kabinen.

Text: Meret Ernst, Fotos: Andrea Gohl

Meine Erinnerung reicht zurück bis zum Modell 50 von Autophon aus dem Jahr 1954, das in den Siebzigerjahren bei meiner Grossmutter im Korridor stand. Schwarz und glänzend, mit einem kantigen Sockel, der Griff schwer und kühl, die Kordel so gross, dass die kleinen Finger ihren Weg durch die Schlaufen fanden. Ein anderes Spiel: Den Zeigefinger in die Null stecken, bis zum gerundeten Anschlag führen, mit Herzklopfen loslassen und schauen, wie die Wählscheibe zurücksurrt. Später wurde der Hörer Teil des Spiels, das brauchte noch mehr Mut. Es hätte ja wirklich jemand abnehmen können, eine unbekannte Stimme, unvermittelt am Ohr, eine gruselige Vorstellung, die das Spiel nur noch mehr antrieb.

Später, als sich die Magie dieses Geräts in der eingeübten Praxis verflüchtigte – ja, es war nur eine Stimme –, war auch der Apparat anders. Trotzdem blieb meine Vorstellung, was ein Telefon ist und was es kann, immer an jenen schwarzen Kasten gebunden. Vergleiche ich das autoritäre Gerät mit den kleinen flinken Computern, die wir heute in der Tasche tragen, staune ich über unsere Anpassungsleistung: Denn immer noch telefonieren wir damit. Wir wählen, führen ihn ans Ohr, sprechen ins Mikrofon.

VON ELM ÜBER ZERMATT BIS NACH TRUB 1984 kam es auf den Markt: das elektronische Telefon Tritel, das offizielle PTT-Telefon. Die Namen der sukzessiv entwickelten Apparate klapperten touristisch ergiebige Orte und Städte in der Schweiz ab: Vom Tritel Arosa, Ascona, über Basel, Bern bis Valbella, Wengen, Zermatt hiessen die Geräte. Ein Erfolg. Was der Designer Hansruedi Fellmann zusammen mit Christoph Apothéloz und Jo Tresch entwarf, war dauerhaft. Dauerhafter, als es die PTT beabsichtigte, die zusehen musste, wie sich Ende der Achtzigerjahre der Telekommunikationsmarkt in den Ländern der EG öffnete. Der Apparat Flims wurde bereits 1988 vom formal ähnlichen Elm abgelöst und auch Elm prophezeite man ein baldiges Ende – denn alle fünf Jahre richte sich der Schweizer seine Wohnung neu ein. Trotzdem wird es noch heute gebraucht, in der Hochparterre Redaktion zum Beispiel. Neben den nervösen Funktelefonen mit viel zu vielen Funktionstasten macht es sich ganz gut. Weil die Form überzeugt – was nicht von allen Tritel-Geräten gesagt werden kann.

Flims und Elm führen die Typologie des schwarzen Telefons meiner Grossmutter weiter, dessen Hörer quer zum Apparat aufgelegt wird. Vierzehn Tasten sind im Raster unten rechts angeordnet, diskret sitzt das Etikett mit Produktname und PTT-Signet auf dem flach nach hinten ansteigenden Gerät. Das schwarze Kabel verbindet den Hörer auf dessen linker Seite mit dem Gerät. Hörer und Mikrofon sind formal eingebunden, verschmelzen in den breiten Steg des Griffs, die Gabel ist in den Kunststoffkörper des Geräts integriert. Kompakt, architektonisch gedacht, aber auch bodenständig und unspektakulär, reiht es sich in den Stammbaum des Designs aus der Schweiz.

Die Kritik des Ergonomen Jan Nemecek, der das neugeborene Tritel Elm im Hochparterre analysierte, war streng: Der Apparat sei zu leicht, der Hörer lasse sich nicht mehr auf die Gabel knallen, der Verlust der Wählscheibe ein Verlust logischer Ordnung. Immerhin gewinne dafür der Wählvorgang an Tempo, doch die zu kleine Tastengrösse und der fehlende Widerstand seien zu bemängeln. Der bombierte und ellipsoide Hörer galt ihm als die einzig angemessene Form für die Hand, die gerundete Eckform des leichten Tritel-Hörers dagegen zu wenig greifbar.

Damals schien die ergonomische Kritik einsichtig. Sie ging von jenem Archetyp aus, dem Tischapparat, an den sich die Benutzer über Jahrzehnte hinweg gewöhnt hatten: dem Telefon, das Wählscheibe, Hörer, Gabel, Kabel zu einem Gerät addierte. Wie auch bei anderen Modellen der Achtzigerjahre verschmolzen im Tritel diese Elemente jedoch formal. Das Resultat glich sich dem neuen Gerät an, das sich auf dem Arbeitstisch breitmachte, dem Personal Computer. Trotzdem war der Archetyp, der selbst über verschiedene Entwicklungsstufen seine Form gefunden hatte, die Blaupause, gegen den das Tritel im rückwärtsgewandten Vergleich nur verlieren konnte. Inzwischen haben wir unsere Erfahrung mit einem neuen Typ gemacht, dem Mobiltelefon – um ein ergonomisch Mehrfaches unhandlicher.

Im Rückblick wird deutlich, wie gross unsere Anpassungsleistung an die Form eines neuen Apparats sein kann. Doch Form ist nur das eine, der Gebrauch das andere. Auch ihn müssen gewiefte Benutzerinnen und Benutzer ab und zu anpassen – Verweigerung bedeutet Ausschluss. ››

STATISTIK

Die Dichte der mobilen Telefone nahm stetig zu: 1998 betrug sie rund 1,7 Millionen Anschlüsse, 2006 waren es 7,4 Millionen und heute sind es knapp 8,4 Millionen, wie die Eidgenössische Kommunikationskommission Comcom mitteilt. Im gleichen Zeitraum verschwanden die Kabinen. Ende der Neunzigerjahre betrieb die Telecom PTT, wie sie seit 1996 heisst, 61200 öffentliche Telefone – ein Spitzenwert: 1000 Einwohner teilten sich damals 8,6 Apparate. Die letzte veröffentlichte Fernmeldestatistik weist für das Jahr 2006 gerade noch 3,4 öffentliche Telefone pro 1000 Einwohner aus.

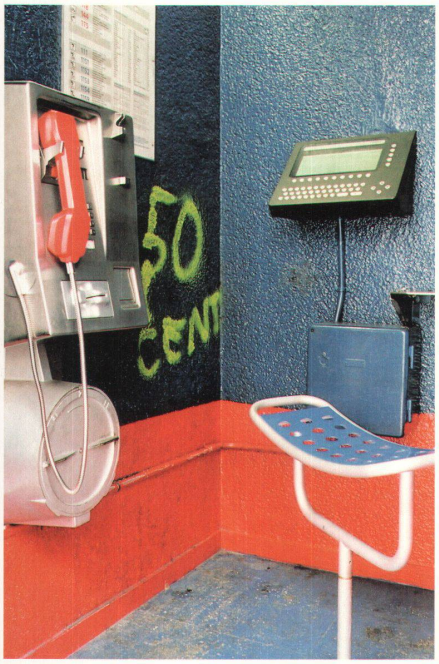
TELECAB 2000

Die schönste aller Telefonkabinen ist selten. Es gibt im Land nur 158 Exemplare der Telecab 2000, davon allein in der Stadt Zürich 87. Die Produktion der teuren Kabine ist mangels Nachfrage im Moment eingestellt, eine Wiederaufnahme zurzeit nicht abzuschätzen. Die Kabine entstand aus einer Kooperation von Swisscom mit der APG (Allgemeine Plakatgesellschaft), die die Kabine besitzt. Die Bewirtschaftung erfolgt durch Swisscom. Die Standortauswahl für die Telecab 2000 wird von der Stadt, der APG und der Swisscom gemeinsam getroffen. Berücksichtigt wird dabei die telefonische Nutzung, die Plakatierung und die Nutzung des öffentlichen Raums.

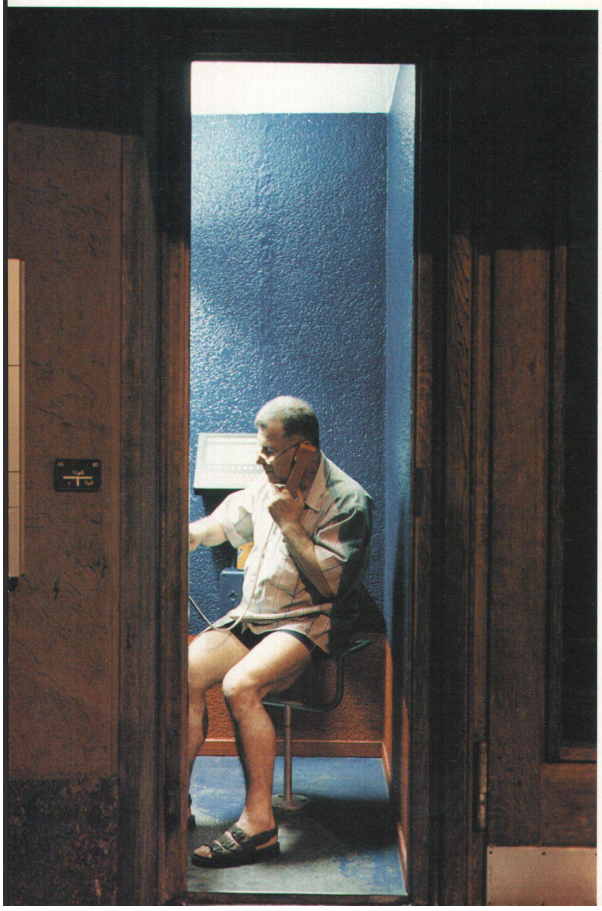
LINKS

Eine eindrückliche Karte der Antennenlandschaft
› www.hochparterre.ch/links

^Helvetiaplatz Zürich. Wer kein Mobiltelefon und viel um die Ohren hat, macht einen Schwenker in eine «öffentliche Sprechstelle».



<Zurlindenstrasse Zürich. Das bietet ein «Handy» nicht: Neben Zuhören und Sprechen ein elektronisches Telefonbuch.

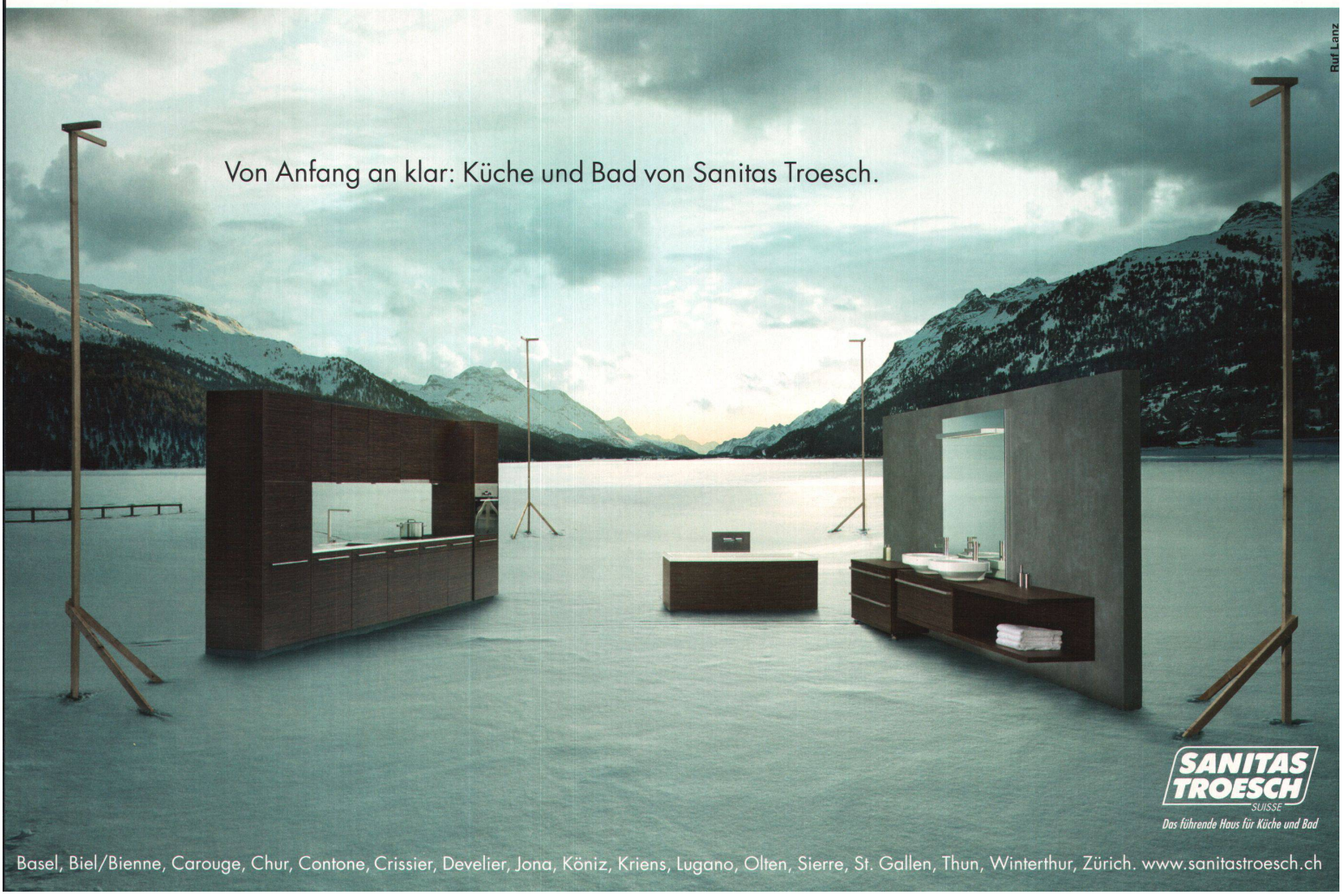


<Verschnaufpause. In der Öffentlichkeit privat telefonieren.

›› Mobiltelefone veränderten den Umgang mit dem Telefon. Längst wird im öffentlichen Raum telefoniert, als gäbe es nichts anderes. Zugleich schien es, als hätten die öffentlichen Sprechstellen ausgedient. Nicht ganz, weiss Andreas Tobler, dessen Metallbauunternehmen die Telefonkabinen für die inzwischen zur Swisscom privatisierten PTT herstellt. Noch immer, trotz Mobiltelefonboom. Trotzdem ging die Telecom Ende der Neunzigerjahre davon aus, dass es nach wie vor, und zwar mehr öffentliche Telefone geben müsse. So schien die Kabine gerettet.

LIEBER DIE GESCHLOSSENE KABINE Inzwischen ist Tobler Alleinlieferant der Swisscom. Rund hundert Häuschen pro Jahr verlassen das Werk, seit 1990 ist es die Tobtel 90, ein Modell, das unauffällig genug ist, um von Ascona bis zum Jungfraujoch eingesetzt zu werden. Dieses Volumenmodell, wie Andreas Tobler sagt, hat seit 18 Jahren nur kleine Retouchen erlebt. Der postmodern angehauchte Typ Altstadt mit Sprossenteilung stiess erst auf Euphorie, danach ging das Interesse zurück. Heute bestellt die Swisscom nur noch den Typ Grau ohne Sprossenteilung. Will jemand öffentlich telefonieren, zieht er sich lieber in die geschlossene Kabine zurück – die neuen Telefonstellen sind weniger beliebt.

Unauffällig: Dieser Qualität verweigern sich die Telecab 2000, die Hans Ueli Imesch entworfen hat. Im Herbst 1995 wurden sie probeweise an der Zürcher Bahnhofstrasse installiert und bald darauf schafften sie es zu einem launigen Bericht in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Telefonieren? Nein, entspannen. Betritt man den Glasturm, spielen 16 Sekunden indische Musik, die Farben verändern sich, der Blick schweift durch das gerundete Glas in die Stadt. Die Funktionsüberlagerung ist aber auch noch eine andere: Die Telecab 2000 gehört der Allgemeinen Plakatgesellschaft, die sie auch als Werbesäule betreibt. Die Wahl des Glases sei mutig, beschied die Jury des Design Preis Schweiz 1999. Mutig, weil davon ausgegangen werde, dass das Glas psychologisch wirke und nicht einfach eingeschmissen werde. Vandalen waren denn auch das kleinere Problem als die Schiebetüre. Über lange Jahre hinweg hatte sich das hiesige Publikum daran gewöhnt, die Türe von Telefonkabinen mit einem kräftigen Ruck aufzustossen und hinter sich zu schliessen. Damit das Gespräch im öffentlichen Raum auch privat geführt werden konnte. Der Siegeszug der Telecab 2000 sollte aber nicht daran scheitern. Die Kabine ist schön, aber sie braucht, wie jede Prinzessin, Investitionen in ihre Schönheit und Raum für Bewunderung.

NOTFALL UND ANTENNENWALD Wie so oft in der Geschichte der Geräte und Apparaturen geschieht der Siegeszug des Neuen auf Kosten des Bestehenden. Doch ähnlich wie in der Geschichte der Medien ist das Verschwinden einer bewährten Lösung selten. Einmal gefestigte Bedürfnisse und Gewohnheiten verschwinden nicht von einem Tag auf den anderen. Deshalb wird die Wählscheibe als digitale Applikation auf dem iPhone genutzt. Natürlich drängten das Mobiltelefon und das nationale Telefonnetz für die mobilen Bedürfnisse die öffentlichen Telefonkabinen an den Rand. Eine nach unten weisende Kurve, die von 62 000 auf 25 000 fiel. Aber Hand aufs Herz: Eine Kabine genügt, im Notfall. Deshalb ist es gut, dass sie nicht ganz verschwindet. Wer verlockt von den vielen Funktionen seines Mobiltelefons den Akku plündert, ist froh um eine Kabine in der Nähe. Mehr oder weniger freiwillige Kunden können seit diesem Frühling an jeder zweiten öffentlichen Sprechstelle mit Münzen bezahlen, beschied die Swisscom. Weil, wenn es dringend wird, meistens auch die Telefonkarte nicht funktioniert. Kleingeld aber schon.

Und noch etwas: Die Telefonkabine schwindet, weil wir sie als Mobiltelefon in der Tasche tragen. Doch damit das funktioniert, ist ein Wald an Gerätschaften über die Schweiz gebaut worden: Die Antennen für den Mobilfunk stehen dicht und sind auf einer eindrücklichen Landkarte im Internet zu sehen.